

KARIN BALDVINSSON

DAS VERSPRECHEN DER
ISLAND
SCHWESTERN

Roman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-buchverlage.de



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Mai 2019

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2019

Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München

Titelabbildung: Arcangel Images / Peliha (Frauen);

www.buerosued.de (Landschaft)

Karte: © Peter Palm, Berlin

Gesetzt aus der Quadraat Pro powered by pepyrus.com

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-548-06006-4

Für meine Großmutter Martha, die aus mir einen besseren Menschen gemacht hat, und meine Schwiegermutter Bella, ohne die es dieses Buch nie gegeben hätte.

»Ich habe keine Angst vor Stürmen.
Ich lerne, wie ich mein Schiff steuern muss.«
Louisa May Alcott

Juni 1949, Hamburg

Sonnenstrahlen glitzerten auf dem Wasser des Hamburger Hafens. Eine kräftige Brise kitzelte Margarete in der Nase und spielte mit ihren Locken, es roch nach Salz und Schmutz und ein bisschen nach Frühling. Sie hatte ihre Arme auf die Reling der Esja gestützt und suchte in der Menge am Kai nach den vertrauten Gesichtern von Tante Erna und Onkel Willi, die sie von Lübeck zur Abreise begleitet hatten. Margaretes Blick schweifte über die abgetragenen Röcke, ausgebleichten Blusen, Jacken mit Flickern und dunklen Hüte. Sie hielt einen Moment bei einem älteren Paar inne. Die weißhaarige Dame schluchzte so stark, dass der schlaksige Herr sie kaum an den bebenden Schultern halten konnte.

Dicht an Margaretes Seite gepresst stand ihre Schwester Helga, die sich mit einem Taschentuch das ebenfalls tränennasse Gesicht trocknete und schniefte. Margarete seufzte, sie hasste es, Leute weinen zu sehen. In den letzten Jahren hatte sie zu viele dieser Momente erlebt. Trotzdem zog Margarete ihre Schwester enger an sich. Sogar im letzten Augenblick hatte Tante Erna noch versucht, die Nichten umzustimmen. Sie hatte schlucken müssen, aber sich nichts anmerken lassen. Margarete wusste, wie schwer es Helga auch so schon fiel, ihrer Heimat den Rücken zu kehren. Für Helga musste sie stark sein. Zudem hatten sich Margaretes Absichten, trotz des Abschiedsschmerzes, nicht geändert. Im Ge-

genteil, unter den so gewohnt gewordenen Schichten von Schmerz und Traurigkeit keimte nun ein neues Gefühl in ihr: Hoffnung.

Sie konnte es kaum erwarten, bis es endlich losging. »Schau nicht zurück, Schwesterchen, hier gibt es nichts mehr für uns«, flüsterte Margarete und lächelte ihre zwei Jahre ältere Schwester aufmunternd an. Helgas Gesicht war kantig und ihr Mund sinnlich, doch wie so oft hielt sie ihn geschlossen, die Lippen fest aufeinandergepresst.

Margarete umarmte Helga fester und schloss die Augen. Der Wind war aufgefrischt, strich über ihr Gesicht, brachte salzige Luft mit sich. Viel zu schönes Wetter, um Lebewohl zu sagen, dachte sie, sagte aber: »Wir schaffen das schon. Wir sind ja zu zweit und werden immer zusammenbleiben, das verspreche ich dir. Gemeinsam bauen wir uns ein neues Leben auf. Ich wünschte nur, wir wären schon da! Ich kann es kaum abwarten, endlich zu sehen, ob es auf Island wirklich so aussieht wie auf den Bildern.«

Sie betrachtete ihre Schwester, die nachdenklich auf den Kai im Hamburger Hafen zurückblickte. Helgas große grüne Augen waren vom Weinen gerötet. Die Traurigkeit verschleierte ihren sonst wachen Blick. Sie war schlank, anmutig und trug wadenlange Röcke und Schuhe mit einem kleinen Absatz. Klassisch frisiert waren ihre glänzenden, gewellten Haare von einer Schönheit, der auch die Jahre der Entbehrung nichts hatten anhaben können. Helgas Zögern und ihre Bedenken kannte Margarete zur Genüge, hatte es doch die größten Überredungskünste gebraucht, Helga überhaupt davon zu überzeugen mitzukommen. Doch jetzt waren sie an Bord, und die Zukunft in einem fremden Land stand ihnen offen – wenn auch zunächst nur für ein Jahr, vielleicht länger, wer wusste das schon. Nicht umsonst hatten viele Umstehende etwas von »Heiratsmarkt« getuschelt, der unter

dem Deckmantel »Arbeit auf dem Land« an die ausnahmslos hübschen deutschen Mädchen »verkauft« worden war. Margarete spürte eine innere Unruhe in sich aufkommen, die sie manchmal ihrer Schwester gegenüber empfand. Eigentlich sollte es Helga nur recht sein, dass sie die Vergangenheit endlich hinter sich lassen konnten. Nichts und niemand wartete zu Hause auf sie. Ein Zuhause gab es nach dem Krieg, den Bombenangriffen und den vielen Bränden ohnehin nicht mehr. Der Vater war in Russland gefallen und die Mutter an Kummer gestorben, so sah es zumindest Margarete. Dieser schreckliche Irrsinn, in den die Männer mit so großer Überzeugung gezogen waren, hatte ihnen und ihren Familien alles genommen. Und Margarete war es leid, die Klagen der Verwandten und Nachbarn und das Schluchzen der einsamen Witwen und Waisen zu hören. Sie hatte ein für alle Mal genug davon, wollte die Angst, die Schande und das Grauen hinter sich lassen. Weit hinter sich.

Seit dem Tod der Eltern hatten die Schwestern bei Tante Erna und Onkel Willi gewohnt, einem verhärmten und lieblosen Ehepaar, das selbst kinderlos war. Mit den Strömen der Tausenden aus den Ostgebieten des ehemaligen Deutschen Reiches war es über die Jahre nur noch beengter und knapper mit Lebensmitteln geworden. Arbeit gab es auch nicht. Nein, in Lübeck zu bleiben war für sie nicht infrage gekommen. Sie hatte früher schon mit dem Gedanken gespielt, nach England zu reisen, aber das war in diesen Zeiten schier unmöglich gewesen, ohne Pass und als Kriegsverlierer obendrein. Was für ein glücklicher Zufall es dann gewesen war, dass sie die Anzeige in den Lübecker Nachrichten entdeckt hatte: »Landarbeiterinnen gesucht«. Sie war sofort Feuer und Flamme für dieses ferne Island gewesen. Onkel Willi hatte nur unter der Bedingung zugestimmt, dass Helga mitkam – und da Margarete mit zwanzig Jahren noch die Unterschrift ihres Vor-

munds benötigte, hatte sie Helga überzeugen müssen. Wochenlang hatte sie sie belagert, gebeten, genervt und schließlich überredet. Steter Tropfen höhlt eben doch den Stein. Es sei ja nur für ein Jahr, hatte Margarete immer wieder betont. Irgendwann hatte ihre Schwester letztendlich nachgegeben, erschöpft und müde, wie sie seit dem Verlust ihres Verlobten stets war, und der Rest war einfach gewesen. Das Gesundheitszeugnis und die geforderte Entnazifizierungsurkunde hatten sie innerhalb weniger Tage in der Tasche gehabt.

Margarete hatte von anderen Mädchen, die mit ihren Reiseköfferchen wie sie auf die Abreise warteten, gehört, dass in Island niemand hungern musste, dass die Menschen freundlich waren und es genug Arbeit für alle geben würde. Zudem lag der Lohn, den man ihnen angeboten hatte, über dem, was in diesen Zeiten im Nachkriegsdeutschland üblich war.

Endlich entdeckte sie Tante Erna und Onkel Willi in der Menge und winkte ihnen ein letztes Mal zu. Insgeheim, wenn die Aufregung wegen des Unbekannten sie überkam, fragte sie sich manchmal, ob sie wirklich das Richtige tat. Sie hatte überhaupt keine Ahnung, was in Island auf sie wartete. Außer ihren Wunschträumen und den wenigen Bildern, die sie beim Diavortrag gesehen hatte, gab es nichts, womit sie sich eine Vorstellung von der kargen Insel und ihren Bewohnern machen konnte. Schnell wischte sie den Gedanken beiseite und winkte noch einmal energisch. Wenn nicht jetzt, wann sollte sie dann in die Ferne aufbrechen? Eine weitere Chance auf ein Leben ohne Trümmer und Hunger würde so schnell nicht kommen. Sie mussten jetzt zugreifen. Gemeinsam würden sie es schaffen, die Vergangenheit und den Schmerz über den Verlust von geliebten Menschen hinter sich zu lassen.

Auf der Fahrt in das offene Meer ließen sie zerbombte Häuser-

fronten, rauchende Schornsteine, den beschädigten Michel und die Landungsbrücken hinter sich. Dampfbetriebene Barkassen kreuzten immer wieder ihre Route entlang der Elbe hinaus in den Atlantik. Mit jedem Meter, den sich die Esja von Hamburg entfernte, wurde ihr leichter ums Herz. Natürlich würde sie Tante und Onkel vermissen, aber sie hatte ja ihre Schwester an ihrer Seite. Helga, die Vernünftige, Helga, die Ernste, und Helga, die Traurige. Nicht nur für Margarete selbst, auch für sie war es der richtige Schritt, alles Vergangene hinter sich zu lassen. Helga musste das nur endlich verstehen und aufhören, Trübsal zu blasen, davon würde ihr Verlobter auch nicht wieder lebendig werden.

Margarete atmete tief ein. Hier, ein Stück vom Hamburger Hafen entfernt, roch es nach Algen und Meersalz, kein Vergleich zu der ihr verhassten rußgeschwängerten Luft in den Kriegsjahren. Sie spürte die neue Freiheit durch ihre Adern pulsieren und konnte kaum abwarten, Hamburg endgültig am Horizont verschwinden zu sehen. Bis endlich Island in Sicht kommen würde, musste sie sich jedoch noch ein paar Tage gedulden.

»Lass uns in die Kabine gehen«, meinte Helga irgendwann, die Stimme rau und kratzig wie der Wind, der hier oben kälter wurde. Auch der Seegang verstärkte sich. Margarete warf noch einen letzten Blick über das Deck der Esja, auf dem jetzt nur noch wenige Frauen standen. Sie konnte gar nicht genug davon bekommen, alle Eindrücke in sich aufzunehmen. Sie fühlte sich auf dem offenen Meer winzig, der Horizont war unendlich und weit. Aus dem Schornstein stieg weißer Dampf, der sich sachte dem Himmel entgegenschraubte. Ein paar vereinzelte Seevögel begleiteten sie ein Stück ihres Weges.

»Ja, es wird langsam sehr zugig hier oben«, stimmte sie zu und folgte Helga nach unten. Die Einrichtung auf der Esja war schnör-

kellos, aber zweckmäßig. Eichendielen ohne Teppich, die weiß getünchten Wände und Holzgeländer an jeder Seite des Gangs hinterließen einen nüchternen Eindruck. Obwohl es sauber war, roch es muffig und fischig. Helga öffnete die Tür zu ihrer Kabine, die sie sich mit zwei anderen Mädchen teilten. Die lagen schon auf ihren Stockbetten linker Hand. Ihre Koffer hatten sie unter das Bett geschoben. Die abgetragenen Mäntel hingen an einem Haken neben dem angelaufenen Spiegel in der Mitte.

»Da sind wir wieder«, sagte Margarete, schob Helgas und ihr Gepäck nach dem Vorbild der anderen unter ihre Kojen und schwang sich behände nach oben. Das Holzbett knarzte und federte keinen Millimeter. Die klumpige Matratze war kaum einen Zentimeter dick. »Ja, bequem wird die Reise wohl nicht werden.« Sie lachte. »Wenigstens habe ich ein Kissen. Auch wenn es nicht wirklich frisch duftet.« Sie hob es an ihre Nase und schnupperte. Es roch modrig, ganz so, als ob man die Wäsche zusammengelegt hätte, obwohl sie noch feucht gewesen war.

Helga stand vor dem schäbigen Spiegel, der zwischen den Stockbetten angehängt war, wo andere Kabinen ein Fenster hatten, und richtete die Kämmchen in ihrem Haar.

»Die Männer sind im Bug untergebracht. Habt ihr gesehen, wie sie Jutesäcke als Sichtschutz aufgehängt haben? Sie haben nicht mal richtige Betten, sondern mussten sich aus Stroh provisorische Lager bauen«, plauderte Emma drauflos, ein braunhaariges Mädchen, das aus Ostpreußen stammte und in Lübeck-Schlutup in einem Flüchtlingsheim untergekommen war. Schlimme Zustände seien das gewesen, hatte sie eingangs erzählt, aber schnell das Thema gewechselt. Es war klar, dass sie, wie Margarete selbst, nicht länger in der Vergangenheit leben wollte. Ihre Augen waren von undefinierbarer heller Farbe, weder grau noch

braun, fast leblos glänzten sie. Sie musste Schreckliches erlebt haben.

»So viele sind es ja nicht. Die Burschen können das aushalten, die sind in den letzten Jahren sicher auch nicht auf Rosen gebettet worden«, meinte Helga schulterzuckend und legte sich in ihre Koje.

»Was ist los, Helga?«, erkundigte sich Margarete und bemerkte, dass sie eine Fotografie und einen kleinen Gedichtband in den Händen hielt.

»Ich weiß nicht, ich musste an Tante Erna und Onkel Willi denken«, gab ihre Schwester leise zurück.

Margarete war klar, dass Helga nicht die ganze Wahrheit sagte. Sie trauerte noch immer um ihren Verlobten. Sie kannte das Foto, auf das Helga immerfort starrte, selbst in- und auswendig. Karl war ein fescher junger Mann mit dem dunklen, gebräunten Teint eines Seemannes gewesen. Neben ihm standen zwei weitere Matrosen an der Reling eines Versorgungsschiffes. Sie hielten die Hände zum Gruß an ihre Matrosenkappen und blickten ernst in die Kamera. Es war das letzte Foto, das von ihm aufgenommen wurde. Karl starb im Februar 1945, sein Schiff wurde in der Nordsee versenkt.

Margarete erinnerte sich gut, wie verliebt Helga und Karl zuvor gewesen waren. Eines Sommernachmittags war er einmal ganz überraschend vorbeigekommen und hatte Helga zu einem Picknick entführt. Sogar an einen Korb mit Gebäck, Saft und süßem Hefekuchen hatte er gedacht. Ihre Schwester hatte die Wäsche fallen lassen, war auf ihn zugerannt und ihm um den Hals gefallen. Sie hatte geweint vor Freude, weil sie nicht mit ihm gerechnet hatte und überglücklich gewesen war, ihn zu sehen. Jetzt weinte sie nur noch aus Kummer.

Eine Weile hatte Margarete Angst gehabt, dass Helga wie ihre

Mutter daran zugrunde gehen würde. Aber dann hatte sie den Aufruf in der Zeitung entdeckt. Sie wusste, dass Helga auf Island wieder die Alte werden würde. Fröhlich und zuversichtlich, so wie es eigentlich ihrem Wesen entsprach.

»In ein paar Tagen wirst du dankbar sein, dass ich dich überredet habe«, prophezeite Margarete ihr, weil sie nicht vor den beiden anderen Mädchen mit ihrer Schwester streiten wollte. Helga seufzte leise, legte Bild und Gedichtband auf ihre Brust und bedeckte sie mit ihren Händen.

Juli 2017, Hirtshals

Das weiße Fährschiff hob sich gegen den blassblauen Himmel ab. Ein rechteckiger Kasten mit unzähligen quadratischen Fenstern und einem riesigen schwarzen Schornstein im hinteren Drittel würde für die kommenden zwei Tage ihre Unterkunft sein. Der einzige Farbtupfer bestand aus den orangenen Abdeckplanen der Rettungsbote. Dazu eine Blechlawine, die nicht rollte. Metallclackierungen, größtenteils dunkle, reflektierten das schwache Sonnenlicht. Viele der Mitreisenden machten sich jetzt schon auf den Weg zum Terminal der Smyril Line, zu Fuß oder mit dem Shuttlebus, da nur der Fahrer im Wagen verbleiben durfte. So würde das Beladen schneller gehen, hatte man ihnen beim Einchecken gesagt.

Der Fährhafen im dänischen Hirtshals war nicht schön, aber zweckmäßig. Die Spuren für die Einfahrt waren auf dem Boden in Weiß vorgezeichnet, sie standen in Reihe acht. Die Dänen liebten Ordnung offenbar genauso wie die Deutschen. Pia war noch nie auf einem Schiff gewesen und schon gar nicht mit ihrem eigenen Auto. Aber ihr gab die vorgegebene Struktur Sicherheit.

»Wer reist im Flug, der wird nicht klug«, hatte Oma Pia von Kindesbeinen an immer wieder eingetrichtert. Bis zu dem Tag, als ihre Oma vor ihr gestanden hatte und sie gebeten hatte, mit ihr zu verreisen, hatte Pia den Spruch nicht wirklich ernst genommen.

Leider war Pia erst klar geworden, wie ernst es ihrer Oma war, als diese ihr ihre schreckliche Flugangst beichtete. Oma hatte letztendlich auf der Fähre bestanden, und damit sich eine solche Fahrt auch lohnte, müsste man mindestens drei, besser vier Wochen einplanen. Ihr Ziel würde der Hafen in Seiðisfjörður auf Island sein, von wo aus sie mit dem Auto in die Nähe von Akureyri über das Hochland weiterfahren würden. Mit einem Flug wären sie in drei Stunden von Hamburg in Keflavik gewesen, aber Oma hatte sich vehement geweigert, ein Flugzeug zu betreten. Nur über ihre Leiche, hatte sie wortwörtlich gesagt.

Nun, da sie in der Autoschlange standen, die Abgase einatmeten und Leonie heute noch so gut wie kein Wort mit ihr gesprochen hatte, war Pia sich ziemlich sicher, dass es eine idiotische Entscheidung gewesen war einzuwilligen. Was hatte sie sich überhaupt dabei gedacht, diese Reise mit ihrer Großmutter und ihrer pubertierenden Tochter auf sich zu nehmen, die ihr obendrein zu Ferienbeginn noch verkündet hatte, dass sie die Schule schmeißen wolle? Pia fuhr sich mit der Hand über die Stirn und starrte auf das Kennzeichen des laufenden Wagens vor ihnen. Eigentlich hatte sie gar nicht so richtig darüber nachgedacht, was sie sich mit der Reise aufhalste, das wurde ihr jetzt schmerzlich bewusst – leider zu spät, es gab kein Zurück mehr. Andererseits, sie hatte Oma ihre Bitte, sie zu dem Geburtstag ihrer Schwester zu begleiten, nicht abschlagen können oder wollen. Zudem hatte sie das als ihre Chance gesehen, endlich mehr über die Gründe zu erfahren, warum seit Jahrzehnten Funkstille zwischen den Schwestern geherrscht hatte. Oma war, sobald dieses Thema aufkam, verschlossen wie eine Auster, Pia hatte irgendwann aufgegeben, sie zu fragen. Und jetzt würde sie nicht damit anfangen, sie war müde, hatte Kopfschmerzen, und der Gestank von Abgasen machte all das nicht besser.

Pia schob den Gedanken an die bevorstehenden vier Wochen beiseite. Mit jeder Minute, die sie länger hier standen, nervte sie der luftverpestende Range Rover vor ihr mehr. Obwohl sie schon seit einer geschlagenen Viertelstunde warteten, hatte dessen Fahrer den Motor immer noch nicht abgestellt. Der Wagen hatte ein isländisches Kennzeichen, womöglich scherten sich diese Insulaner keinen Deut um Klimaerwärmung und Luftverschmutzung – und um Pias aufkommenden Wutanfall. Pia war eindeutig urlaubsreif, normalerweise ließ sie sich nicht so leicht aus der Fassung bringen.

»Warum schnaufst du so angestrengt?«, fragte Oma, wie üblich unverblümt knapp.

»Ich kapiere einfach nicht, wieso man in einer Warteschlange, in der es offensichtlich nicht vorwärtsgeht, nicht einfach das Auto ausmachen kann.«

»Du regst dich zu viel auf, Pia. Du bist viel zu gestresst, überarbeitet und übermüdet. Sachen, die man nicht ändern kann, sollte man sich nicht so zu Herzen nehmen.«

»Die man nicht ändern kann?« Pia warf einen Blick in den Rückspiegel, Leonie hatte Stöpsel im Ohr und starrte wie gebannt auf ihr Mobiltelefon – unverändert seit heute Morgen. Gott, dass sie das Ding nicht mal fünf Minuten beiseitelegen konnte. Hoffentlich war der Akku bald leer.

»Wenn es dich so stört, dann gib dem Herrn da vorne doch Bescheid. So hat man das früher gemacht, wenn einem was gegen den Strich ging.«

Pia unterdrückte ein Augenrollen. »Ja, Oma.« Vermutlich war es besser, das Thema zu wechseln. Sie fragte sich ohnehin, weshalb Oma diese Tour auf sich nahm, wenn sie ihre Schwester offensichtlich nicht besonders leiden konnte. Oder warum sollte man sonst jahrelang den Kontakt vermeiden? Andererseits, Helga

hatte sich auch nie in Deutschland blicken lassen, vielleicht war das Schweigen ja vonseiten der Schwester gekommen und die Einladung aus Island jetzt eine Art Friedensangebot, das Oma annehmen wollte? Pia war so neugierig, dass sie es kaum aushalten konnte, Oma nicht ständig damit in den Ohren zu liegen. Aber ihr letzter Versuch, mehr zu erfahren, hatte damit geendet, dass Oma die Augen geschlossen und sich schlafend gestellt hatte.

»Mit so einer riesigen Fähre ist das doch ein Kinderspiel. Du bist kaum auf dem Schiff, und dann bist du schon da«, erklärte Oma ihr gerade und riss sie aus ihren Überlegungen.

Pia runzelte die Stirn und verkniff sich ein Schmunzeln. »Wenn du zwei Tage eingepfercht in einer kleinen Kabine als kurz empfindest ...«

»Papperlapapp, als ich das erste Mal von Hamburg aus gefahren bin, hat es sechs oder sieben Tage gedauert. Meine Güte, was haben die Leute gereihert. Unter Deck hat es erbärmlich gestunken. Überall Erbrochenes!« Oma rümpfte die Nase und schüttelte angewidert den Kopf. »Das hier ist der reinste Luxusdampfer, es gibt Fernsehen und Radio und mehrere Restaurants.«

»Das ist lange her, Oma. Ein Kreuzfahrtschiff ist das hier aber auch nicht gerade. Egal, wir werden die zwei Tage schon überstehen. Hoffen wir einfach, dass das Wetter mitspielt und es bei dieser Überfahrt nicht so heftig wird wie bei dir damals.«

Übelkeit würde Pia gerade noch fehlen, sie hatte keine Ahnung, ob sie seefest war oder nicht.

O Gott, sie war überhaupt nicht auf diese Reise vorbereitet. Sie hätte sich Medikamente besorgen können, aber sie hatte ja nicht einmal Aspirin in der Tasche. Dabei dröhnte es in ihren Schläfen, als würde ein Männchen in ihrem Kopf einen Steptanz aufführen. Das – neben einem geistig abwesenden Teenager und Oma, die wegen der bevorstehenden Wiedervereinigung sichtlich ner-

vös und daher sehr gereizt war – war schwer zu ertragen. Pia fragte sich, warum Oma die Einladung überhaupt angenommen hatte. Pure Freude sah jedenfalls anders aus.

Oma lachte derweil trocken. »Ich bitte dich. Bei diesem Tanker spürst du kaum, dass du auf dem Wasser bist.«

»Das wäre gut.« Pia schaute auf die Uhr im Armaturenbrett und dann wieder auf den Range Rover vor ihr. Da es nicht so aussah, als würde es bald mit dem An-Bord-Fahren losgehen, fand Pia, dass der Typ vor ihr endlich den Motor abstellen sollte. Kurzerhand stieg sie aus und stapfte nach vorne, wo der Besitzer des Geländewagens breitbeinig auf der Motorhaube saß. Seine derben Lederstiefel waren auf der Stoßstange abgestellt, und er selbst scrollte gerade durch etwas auf seinem Smartphone. Die dunkelblonden Haare des Mannes hingen ihm wirr ins kantige, unraisierte Gesicht.

»Sorry, could you please stop your engine? It will surely take a while until they start embarking the ferry«, sprach Pia ihn auf Englisch an.

Er hob den Kopf und musterte sie mit gerunzelter Stirn. Sein Teint war leicht gebräunt und bildete einen deutlichen Kontrast zur Farbe seiner Augen: einem reinen, hellen Blau. Sein Blick war ruhig und beständig und verriet nicht, was er dachte. Dann zuckte er mit den breiten Schultern und widmete sich wieder seinem Telefon. Er machte tatsächlich keine Anstalten, ihrer Bitte nachzukommen.

Sie betrachtete den Mann in Wollpullover und Jeans für ein paar lange, wortlose Sekunden. Er ließ sich davon nicht irritieren. Wut stieg in Pia auf, wie Dampf in einem Überdruckventil. Wie arrogant konnte man eigentlich sein? Er ignorierte sie. Eiskalt. Unglaublich.

Alles, was sie herausbrachte, war ein leises Schnauben. Als sie

sich irritiert umsah, bemerkte sie, dass Leonie ausgestiegen war und sie beobachtete. Die Ohrstöpsel hielt sie zusammen mit ihrem Handy in der rechten Hand.

Pia zuckte mit den Schultern und ging zu ihrer Tochter. »Sieh dir das mal an, Leonie«, schimpfte Pia, ohne jedoch ihre Stimme zu senken. »Der Typ ist schlicht zu blöd, um den Motor auszumachen. So viel zum Thema Umweltschutz.« Sie schnaubte noch einmal, als ob das was nützen würde.

»Was hast du denn zu ihm gesagt?«, wollte Leonie wissen.

»Dass er, solange wir warten, doch bitte nicht unnötig die Luft verpesten soll. Der hat es anscheinend nicht nötig, sich um seinen CO₂-Ausstoß zu kümmern.«

»Hm«, machte ihre Tochter wenig beeindruckt und zuckte mit den Schultern, dann nahm sie die Kopfhörer und stöpselte sie wieder ein.

Pia presste ihre Lippen aufeinander. Wenn das so weiterging, würde sie ihr das blöde Ding auf der Fähre aus der Hand reißen und es über Bord werfen. Schon auf der fünfstündigen Autofahrt hatte ihre Tochter sich an keinem einzigen Gespräch beteiligt. Aber das war auch nichts wirklich Neues, so ging das nun schon seit Wochen. Wie lange würde sie diese Pubertät wohl aushalten müssen? Und dann noch die neueste irrsinnige Idee des Schulabbruchs ...

Pia stöhnte leise. »Kann man sich nicht mal fünf Minuten mit dir unterhalten, ohne dass du dein verdammtes Telefon in den Fingern hast?«

Als Antwort folgte lediglich das Knallen der Autotür, in dessen Fond Leonie wieder verschwunden war. Pias Impuls, gegen einen Reifen zu treten, war verlockend, allerdings wollte sie das nicht vor den vielen anderen Menschen tun, die in ihren Autos auf das Signal zur Einfahrt auf die Fähre warteten. Zähneknirschend

ging sie ein paar Meter, um sich abzuregen. Leonies Teenagergebaren war nicht allein der Grund dafür, dass Pia den Urlaub nötiger hatte, als sie zugeben wollte. Sie brauchte eine Pause vom Alltag, Abstand zu ihrem Ex-Mann Georg, der sie, obwohl er sie verlassen hatte, nach wie vor kontrollieren wollte. Sie brauchte Raum zum Atmen. Sie befand sich in einer Einbahnstraße aus dem täglichen Stress im Jugendamt, Frust und Einsamkeit. Sie wollte nicht ständig schlecht gelaunt und gereizt sein. Etwas musste sich ändern, sie wusste nur noch nicht, was. Pia atmete tief durch und zählte innerlich bis zehn. Mit jedem Atemzug wurde sie ruhiger, bis sie endlich wieder etwas von ihrer Umgebung wahrnehmen konnte. Ein rauer Wind wehte um ihre Nasenspitze, und eine widerspenstige Strähne, die sich aus ihrem Haarknoten gelöst hatte, fiel ihr immer wieder in die Augen. Die Luft roch salzig, und es war deutlich frischer als in den letzten Tagen in Hamburg. Auf den Wellen bildeten sich kleine Schaumkrönchen.

»Und?«, fragte Oma, als Pia kurz darauf wieder in den Volvo einstieg. Natürlich, ihr war das Schauspiel vor einigen Minuten nicht entgangen.

Pia hob eine Augenbraue und starrte auf das Kennzeichen des Range Rovers. »Der will mich offenbar nicht verstehen«, erwiderte sie resigniert.

Oma lachte herzlich, was Pia sehr überraschte. »Isländische Männer sind sehr eigensinnig«, erklärte sie und schüttelte leicht den Kopf.

Pia verstand nicht ganz, was Oma daran so erheitert fand, aber sie hatte keine Lust, das in ihrer derzeitigen Verfassung näher zu erforschen. Sie fürchtete, dass sie doch noch in die Luft gehen könnte, wenn irgendwas oder irgendwer sie weiter reizte. »Wie oft warst du eigentlich auf Island?«, fragte sie daher.

»Einmal.«

Pia kniff die Augen zusammen, da dies selbst für Omas Verhältnisse ungewöhnlich einsilbig klang. Oma schien nach dieser Frage weit weg mit ihren Gedanken zu sein, und der klägliche Versuch, mehr über Omas Vergangenheit zu erfahren, war mal wieder gescheitert. Pia wollte so gerne wissen, was genau der Grund für das Jahr auf Island gewesen war, und noch viel dringender wollte sie erfahren, wieso sie damals nicht geblieben war, so wie Helga. Pia zögerte. Einen Grund musste es jedenfalls gegeben haben, warum Oma damals nicht auf Island geblieben war, obwohl sie das Land so gemocht hatte. So viel hatte sie ihr zumindest schon mal verraten, aber das war auch alles gewesen. Wenn sie die Strapazen der Fähre hinter sich gelassen hatten, würde in den kommenden Wochen genug Zeit sein, um Oma und ihre Schwester ausgiebig zu löchern. Ein Lächeln schlich sich auf Pias Gesicht, sie spürte, wie ihre Schultern ein wenig von den Ohren herabsanken und sich etwas von der Verspannung löste. Ja, dieser Urlaub war genau das, was sie jetzt brauchte, und sie freute sich wahnsinnig darauf, mehr über Omas Vergangenheit zu hören.

»Es geht los«, rief Leonie von hinten. Und tatsächlich wurden die Frachtcontainer an Bord gebracht. Das bedeutete, dass die Beladung der Pkw begann, nach der Fracht waren die normalen Fahrzeuge an der Reihe.

»Dann müsst ihr zum Terminal gehen. Ich bringe das restliche Gepäck mit rauf. Habt ihr eure Tickets?«

»Natürlich.« Oma schnallte sich ab, griff nach ihrer Handtasche und stieg aus.

»Leonie, du bleibst bitte bei Oma«, ermahnte Pia ihre Tochter.

»Mama, ich bin kein Baby mehr«, gab Leonie wie zu erwarten pampig zurück.

»Ja, ich weiß auch nicht, wer eigentlich auf wen aufpassen soll«, brummte Pia.

»Pff«, war Leonies letzte empörte Reaktion, bevor sie die Rückbank verließ und mit Oma von dannen zog.

Der Isländer war von seiner Motorhaube gesprungen und auf dem Weg zur Fahrertür. Seine Schritte waren lang und schwer, er schien es nicht besonders eilig zu haben. Als ob er spürte, dass sie ihn beobachtete, trafen sich ihre Blicke, während er die Autotür öffnete, um wieder einzusteigen. Das helle Blau seiner Augen raubte ihr den Atem. Obwohl sein kantiges Gesicht ausdruckslos blieb, hatte sie das Gefühl, dass er innerlich schmunzelte. Es war ihm also klar, dass er sich unmöglich benommen hatte – und es tat ihm kein bisschen leid.

Bedauerlicherweise war er nicht nur äußerst unverschämt, sondern mindestens ebenso attraktiv. Sie schüttelte den Kopf, und wunderte sich ein bisschen über ihre Gedanken. Sie war definitiv nicht der Typ Frau, der sich von einem Mann auf diese Weise beeindruckt ließ. Und schon gar nicht von einem wildfremden Kerl, der nicht mal die Grundprinzipien höflicher Konversation beherrschte. Von Männern dieser Art hatte Pia die Nase gestrichen voll.

Juni 1949, Nordatlantik

Die See war stürmisch, es herrschte Windstärke acht. Die Esja wurde wie ein Stück Treibholz von den Wellen hin und her geworfen. Der säuerliche Gestank der Seekrankheit umgab die Darniederliegenden wie dichter Nebel. Fast alle Menschen an Bord fühlten sich sterbenselend. Margarete jedoch saß aufrecht in der kleinen Kabine. Um sich die Zeit zu vertreiben, las sie in ihrem Lieblingsbuch. »Schatten über der Marshalde« von Bernhard Nordh.

Die Stimmung war durch den starken Seegang und die damit einhergehende Seekrankheit gedämpft. Sechs Tage, in denen die Wellen nur selten kleiner als Hochhäuser zu sein schienen, dauerte die Reise mit der Esja nun schon an. Margarete konnte Helgas Jammern, dass sie doch nicht hätte mitkommen sollen, kaum noch ertragen. Sie hielt ihrer Schwester jedoch zugute, dass zu ihrem Heimweh nun auch noch der Brechreiz an ihr nagte, und versuchte, ihr, so gut es ging, zu helfen.

»Es dauert bestimmt nicht mehr lange. Vielleicht kann man ja schon was sehen«, sagte Margarete und zupfte an Helgas Rock, da es ruhiger geworden war. Die See schien sich beruhigt zu haben. »Los, steh auf! Ich will an Deck gehen. Ein bisschen frische Luft tut dir bestimmt gut.«

Helga richtete sich auf, ihre Wangen waren eingefallen, sie

war blass. »Ich fühle mich nicht besonders, ich sollte wohl besser liegen bleiben.«

Emma und Heidrun, die zwei mitreisenden Frauen, hatten die Kabine bereits vor wenigen Minuten verlassen, und Margarete hielt es nun, da die Fahrt dem Ende entgegen ging, auch nicht mehr länger aus.

»Nun mach schon. Vielleicht können wir Land sehen. Wenn du nicht mitkommst, gehe ich alleine.«

»Ist ja schon gut, ich komme mit.« Helga seufzte. Sie richtete sich stöhnend auf und machte sich ein wenig zurecht. Sie kniff sich mehrmals in die Wangen, um wieder etwas Farbe ins Gesicht zu bekommen. Margarete zog sich mit abgebrannten Streichhölzern die Augenbrauen nach und schlüpfte dann in ihren Staubmantel aus Popeline. Als sie fertig waren, griff Margarete nach Helgas Hand. So gingen die Schwestern an Deck, so hatten sie es immer gehalten. Sie waren füreinander da, egal, was gewesen war, egal, was kommen mochte. Draußen schlug ihnen eiskalter Wind entgegen und prickelte auf Margaretes Gesicht. Ihre Nase begann zu tropfen, sie schniefte, weil sie außer ihrem Staubmantel und einem Wolltuch nichts mit nach oben genommen und kein Taschentuch zur Hand hatte.

Margaretes Herz schlug schneller, sie vergaß die Kälte augenblicklich, als sie in einiger Entfernung tatsächlich Land ausmachen konnte. Aus der Ferne sahen sie dunkle Felswände, die sich steil und erbarmungslos aus dem dunkelblauen Nordatlantik emporhoben. War das Island? Es wirkte gespenstisch und fast schon unheimlich, wie die Wände vertikal aus dem schwarz anmutenden Meer ragten, als wären sie der Zaun, hinter dem die Welt endete. Sie konnte keine Häuser auf dem Festland erkennen, nur Grasflächen, Felsen und Steine. Sonst nichts. Wo lebten die Menschen?

»Bald haben wir es geschafft. Wie lange wird es jetzt wohl noch dauern?«, fragte Margarete und versuchte, sich ihre Irritation nicht anmerken zu lassen.

»Vielleicht zwei oder drei Stunden«, sagte ein aschblondes Mädchen neben ihnen mit starkem ostpreußischen Akzent. Sie wirkte sehr jung.

»Wie alt bist du?«, fragte Margarete sie freiheraus.

»Siebzehn. Und ihr?« Die aufgeweckten grünen Augen blitzten interessiert, sie hatte eine feine Stupsnase und hohe, ausgeprägte Wangenknochen. Sobald die letzten kindlichen Züge aus ihrem Profil verschwunden wären, würde sie eine wahre Schönheit sein, dachte Margarete.

»Dreiundzwanzig und einundzwanzig sind wir. Und wie heißt du?«, erkundigte sich Helga.

»Marianne.«

»Wir sind Schwestern, Helga und Margarete«, antwortete Helga.

»Das kann man sehen.« Marianne lachte.

»Ach was.« Margarete winkte ab. »Wie war deine Überfahrt?«

»Zum Glück war ich bisher nicht seekrank. Die Kojen stinken erbärmlich, die anderen Mädchen konnten ja nichts bei sich behalten, deshalb war ich sehr oft hier draußen. Den hellblauen Himmel über dem dunklen Atlantik hättet ihr mal sehen sollen. Glaubt mir, so was kann man nicht schöner malen. Bei den hohen Wellen ist auch immer mal wieder etwas an Deck geschwappt. Einmal habe ich mich wirklich gefürchtet und mich an einem Tau festgeklammert, aber es ist alles gut gegangen. Wart ihr etwa die ganze Zeit unten?«, plapperte Marianne beinahe ohne Punkt und Komma.

Margarete bestaunte den plötzlichen Enthusiasmus des Mädchens, sie bewunderte ihren Mut, sich alleine an Deck zu wagen.

Sie selbst hatte beim Einsteigen gehört, dass man aufpassen musste, die hohen Wellen hätten schon so manchen Seemann weggespült. Das hatte sie, neben dem Leid der Mitreisenden, davon abgehalten, nach oben zu kommen. In dieser Sekunde bereute sie es, für Helga und die beiden anderen Krankenschwester gespielt zu haben. Sie hätte auch gerne erlebt, wie die Gischt ihre Haut benetzte. Nach den Tagen unter Deck fühlte sie sich erschöpft und ausgelaugt.

»Hast du keine Angst, alleine zu reisen?«, fragte Margarete.

»Angst?« Mariannes Lächeln wirkte plötzlich gezwungen. »Natürlich nicht, ich werde mit allem fertig. Ich bin auf mich gestellt, seit ich dreizehn bin.« Sie musste nicht mehr aussprechen als das. Margarete hatte genug Geschichten über die Geflüchteten gehört, um sich das Ihre zu denken. Die meisten Mädels und Burschen waren aus dem gleichen Grund an Bord wie sie: Sie brauchten einen Neuanfang so sehr wie Seeleute das Meer.

Jede von ihnen hing ihren eigenen Gedanken nach. Margarete atmete tief durch. Es roch ganz anders als bei ihrer Abreise aus dem Hamburger Hafen. Das Salz des Atlantiks vermischte sich mit der reinen, eisigen Polarluft zu etwas Einzigartigem. Die klare Luft füllte ihre Lungen mit Sauerstoff, sie spürte die in ihr wachsende Lebenskraft mit jedem Atemzug. Ihr wurde beinahe schwindelig vor Glück, nachdem sie den Gestank der letzten Tage unter Deck hatte aushalten müssen.

Um die Esja kreisten ein paar kreischende Möwen. Margarete folgte den anmutigen Räubern mit ihrem Blick. Es sah wunderschön aus, wie sie über den nur noch sanft wogenden Wellen knapp über der Wasseroberfläche mit beeindruckender Leichtigkeit auf und ab flogen. Frei wie ein Vogel, ja, das war sie nun selbst, auch ohne Flügel. Es war pure Erleichterung, die sie empfand und die ihr neue Energie verlieh. In den letzten Jahren hatte

sie bloß an Kraft eingebüßt. Sie würde die neue Freiheit von nun an stets in sich tragen und sich mit einem Lächeln an den heutigen Tag erinnern.

Mit den verstreichenden Minuten drängten sich immer mehr Passagiere an Deck. Obwohl es eiskalt war und die meisten keine geeignete Kleidung für das hiesige Wetter hatten, verirrte sich kaum eine Seele zurück in ihre Koje. Sechs lange Tage waren sie unterwegs gewesen, nun konnten es alle kaum mehr abwarten, endlich wieder festen Boden unter den Füßen zu spüren.

»Ich bin so gespannt darauf, was uns erwartet.« Margarete fröstelte, und sie schlang sich ihr Wolltuch um den schmalen Körper.

»Da ist Reykjavík«, erklärte Marianne, als sie die ersten Gebäude ausmachen konnten, und deutete auf die sich nähernde Hauptstadt. Wie aus dem Nichts waren auf einmal Häuser aufgetaucht. Viele Häuser. Unzählige lustige Farbkleckse reihten sich aneinander, entweder waren die Dächer farbig – rot, blau, gelb – oder die Hausfronten. Die Architektur schien, soweit sie es aus der Entfernung beurteilen konnte, keinerlei Muster zu folgen. Margarete hatte so etwas noch nie gesehen. Hochhäuser baute man auf Island offenbar keine, das höchste Bauwerk war ein grauer, spitzer Kirchturm, der alle anderen Gebäude um Längen überragte.

»Es bedeutet Rauchbucht«, sagte Margarete leise, während sie den Blick nicht von den Gebäuden lassen konnte. »Das hat mir der isländische Vizekonsul erklärt, er ist mit an Bord. Ich habe ein bisschen mit ihm geredet, bevor wir abgereist sind.«

»Meine Schwester ist wie ein Schwamm.« Helga lachte. »Sie saugt alles über Island auf und speichert es hier oben.« Sie tippte sich mit dem Finger an die Stirn.

»Wieso Rauch?« Marianne kniff die Augen zusammen.

»Das weiß ich auch nicht, aber vielleicht finden wir das ja bald heraus«, sagte Margarete aufgeregt.

Auf der anderen Seite der Bucht ragte eine Bergkette vom Meer in die Höhe und zeichnete sich dunkel gegen den Himmel ab. Das Blau war viel strahlender, als sie es aus der Heimat kannte. »Schau mal, ich kann keinen einzigen Baum sehen. Ist das nicht verrückt?«, rief Marianne verwundert, und Margarete folgte ihrem Blick. Tatsächlich, der Berg sah aus, als hätte man die Spitze abgeschnitten, er war grün, aber in Gras- und nicht in Waldfarbtönen, wirkte ansonsten aber völlig kahl. Wie baute man hier wohl, wenn es kein Holz gab?

Sie konnte es kaum abwarten, an Land zu gehen, endlich dieser Fremde zu begegnen, nach der sie sich so gesehnt hatte, etwas zu erleben, was nicht zum Trott und Muff ihres Alltags zu Hause gehörte.

Als sie sich Reykjavík näherten, sahen sie drei Barkassen mit gesetzten Segeln und fünf Ruderboote mit jungen Burschen auf das Schiff zukommen. Die Barkassen waren ungefähr zehn, zwölf Meter lang, die Ruderboote waren nur etwa halb so groß. Sie zählte an die fünfzig Mann, die ihnen entgegenjubelten. Margarete und Helga standen dicht nebeneinander, stützten ihre Ellbogen auf die Reling und verfolgten das Spektakel mit Herzklopfen und Schmetterlingen im Bauch.

»Holen sie uns ab?«, fragte Margarete, weil sie wusste, dass Barkassen auf größeren Schiffen ähnlich wie Beiboote genutzt wurden, um Landungen zu machen oder Trinkwasser zu holen.

»Ich habe keine Ahnung«, gab Helga schulterzuckend zurück.

Die Isländer schwenkten ihre Schirm- und Schiebermützen, riefen Worte und Sätze, die fremd in Margaretes Ohren klangen, und winkten. Ihr Herz wurde ganz weich: Sie wurden willkommen geheißen und nicht als Nazis verschmäht. Zu hart waren die letz-

ten Jahre für alle von ihnen gewesen, zu kurz erst lag der Krieg hinter ihnen, als dass sie einen herzlichen Empfang erwartet hätten.

Margarete hob die Arme, winkte eifrig zurück und kicherte. Aus den Augenwinkeln warf sie einen Blick auf Helga, deren Gesicht fiebrig glänzte. Doch ihre Reaktion war verhalten – wie so oft in den letzten Jahren.

»Nun grüß doch zurück«, bat Margarete ihre Schwester und stupste sie mit dem Ellbogen in die Seite. »Sie sollen doch nicht denken, dass wir unfreundlich sind.«

Je näher die Isländer an die Esja herankamen, desto aufgeregter wurde Margarete. Sie wusste gar nicht, wo sie zuerst hinschauen sollte. Von überall her schallten Rufe und Schreie, Jauchzen und sogar Gesang an ihre Ohren. »Sieh mal da drüben, die drei werfen Geldstücke auf das Schiff. Was das wohl bedeutet?«

Margarete beschloss in dieser Sekunde, so schnell wie möglich Isländisch zu lernen, und rief den Burschen auf Englisch zu. »Hello, hello, my name is Margarete.« In den letzten Jahren hatte sie durch die britischen Besatzer immerhin ein paar Brocken dieser Sprache gelernt, nicht genug, um sich flüssig unterhalten zu können, aber ausreichend, um sich verständlich zu machen. Die Isländer lachten, aber sie verstand kein Wort von dem, was sie ihnen zujubelten.

Immer wieder wurde die Esja von den kleineren Booten umkreist, bis sie endlich vor Anker lagen. Margarete war gespannt, als der isländische Vizekonsul Árni Siemsen auf sich aufmerksam machte, indem er an Deck auf einen Stuhl stieg und laut rief: »Willkommen auf Island!« Die deutschen Worte klangen in seinem merkwürdigen isländischen Singsang fremd. Ihm wurde jubelnd applaudiert. Er hob die Hände, um wieder für Ruhe zu sorgen. »Bitte geht wieder unter Deck, es kommen gleich zwei Ärzte

an Bord, ihr werdet untersucht, bevor ihr an Land gehen dürft. Wartet bitte in euren Kabinen, bis man euch holt.«

Die Hände und Lippen der Passagiere an Deck waren mittlerweile blau vor Kälte, und so hatte nicht einmal Margarete etwas dagegen einzuwenden, sich ein wenig aufzuwärmen. In Kostüm und Staubmantel war es auf Dauer einfach zu kalt an Deck. Aber sie war enttäuscht, dass es nicht zügiger voranging und sie schon wieder warten mussten.

»Haben wir nicht lange genug herumgesessen? Seit sechs Tagen sind wir auf dem Wasser, ich mag nicht mehr in die stinkige Kajüte zurück«, maulte Margarete leise.

»Du immer mit deiner Ungeduld«, sagte Helga, wie immer ruhig und besonnen. »Nun komm, es ist doch nicht zu ändern.«

Mit hängenden Schultern gingen sie mit den anderen wieder hinein.

»Neun Grad«, bemerkte Helga, als sie am Thermometer vorbeikamen, das an der weißen Außenwand neben einem Barometer angebracht worden war.

»Brr! Und das soll Sommer sein?«, scherzte einer der wenigen jungen deutschen Männer, die mit auf dem Dampfer gereist waren, und ließ ihnen mit einer angedeuteten Verbeugung den Vortritt.